

mit der Erwähnung der Experten. Als Experten werden sie hier bezeichnet, weil sie aufgrund ihrer Position besonders gut geeignet erschienen, *über* das Feld zu berichten. Auch mit ihnen wurden problemzentrierte Interviews geführt, die allerdings nicht ihre Person in den Mittelpunkt stellten. Die Grenzen zwischen Überblick und Selbstdarstellung, zwischen Migrant und Experte sind selbstverständlich fließend. Auf die Interviewaussagen wird sporadisch zurückgegriffen. Das macht diese Interviews nicht unwichtiger, aber die Personen waren eher Mittler und Teil des Forschungsprozesses als sein Ergebnis. Die nachstehende Tabelle gibt einen Überblick über die aufgezeichneten Interviews mit Experten.

Tabelle 10: Interviews mit Expertinnen und Experten

Name*	Funktion/Kontext	Interview
Fr. Janda	Lehrerin/Muttersprachlicher Ergänzungsunterricht	2/2003
Fr. Jurinić	Psychosoziale Beraterin/Integrationsprobleme	3/2003
Hr. Agić	Angestellter beim Deutschen Gewerkschaftsbund (DGB)/Arbeit und Migration	3/2003
Hr. Kitić	Gemeindemitarbeiter/Serbisch-Orthodoxe Gemeinde	3/2003
Hr. Horvat	Gemeindemitarbeiter/Kroatische Mission	4/2003; 9/2003
Fr. Lekić; Fr. Lajtner	Sozialarbeiterinnen/Sozial- und Integrationsprobleme	3/2003

* Alle Namen wurden von mir geändert. Die Funktionsangaben lassen nur vage, spekulative Rückschlüsse auf die Personen zu.

Auswertung und Interpretation – vom Vorwissen zum Wissen?

Alle Pläne und Konzepte verpuffen, wenn nicht auch die Auswertung und Interpretation der neuen Texte kontrolliert wird. Diese fast schon als Planversessenheit zu bezeichnende Darstellung ist kein starres Korsett, sondern eröffnet innerhalb des Plans den Freiraum für kreative und fantasiereiche Thesen. Die Frage lautet daher zunächst, wer oder was interessant sein muss. Das ist nicht bloß eine methodische Frage, sondern eine Entscheidung von wissenschaftspolitischer Relevanz. Das Kriterium der Interessantheit steht zur Diskussion. Und noch eine Frage ist zu klären, ehe die Auswertung diskutiert wird. Sie fragt danach, was im Interview vermittelt wird und was verstanden werden kann.

Wer oder was muss interessant sein?

Noch einmal dürfen die Bischöfe unter den Methodologen predigen. Ihre Predigt wird Schwieriges vom Facharbeiter verlangen, die sie genau jetzt, also nach den Interviews, aber vor der Interpretation, hören sollen. Der Tenor der Predigt taucht gelegentlich als Bonmot auf (z. B. Riedel 2002: 248), ist aber nirgends so gut erfasst wie bei Hard (1995: 147ff.) und stammt aus der Kurzgeschichte ‚Death and the Compass‘ von Jorge Luis Borges (1993 [1944]): *Die Wirklichkeit hat keine*

Verpflichtung so interessant wie die Theorie zu sein! In Borges' Geschichte sehen sich Inspektor Lönnrot und sein Assistent Treviranus mit einer eigentümlichen Mordserie konfrontiert. Das erste Opfer, Dr. Marcel Yarmolinsky, Delegierter aus Podolsk beim dritten Talmudischen Kongress, liegt, und hier beginnt die merkwürdige Passage, erstochen in seinem Zimmer, just der Suite gegenüber, die der Tetrarch von Galiläa nicht ohne Prunk belegt hatte. Für den Assistenten Treviranus ist der Tathergang eindeutig: Der Täter habe die Saphire des Tetrarchen stehlen wollen, sich im Raum geirrt und habe dann, versehentlich sozusagen, Yarmolinsky ermorden müssen. Lönnrot antwortet:

„It's possible, but not interesting. [...] You will reply that reality hasn't the slightest need to be of interest. And I'll answer you that reality may avoid the obligation to be interesting, but that hypothesis may not. In the hypothesis you have postulated, chances intervenes largely. Here lies a dead rabbi: I should prefer a purely rabbinical explanation, not the imaginary mischances of an imaginary robber.“

Treviranus answered ill-humouredly:

„I am not interested in rabbinical explanations; I am interested in the capture of the man who stabbed this unknown person.“ (Borges 1993 [1944]: 103)

Nur diese Eingangskonstellation der Geschichte soll interessieren, auch wenn die weiteren Wendungen nicht minder interessant sind und rasend schnell in noch brillantere Rasonnementssphären über das Verhältnis von Theorie und Wirklichkeit führen (mehr dazu bei Hard 1995: 147ff.). Lönnrot interessiert sich in dieser Szene und auch später kaum für die Wirklichkeit – „the mere circumstances, or the reality (names, prison records, faces, judicial, and penal proceedings), scarcely interested him now“ (Borges 1993 [1944]: 109). Er will mit rabbinischen Erklärungen den Tod eines Rabbis erklären, so wie Sozialwissenschaftler nach sozialen Erklärungen für soziale Ereignisse suchen. Sein Assistent Treviranus kann dafür kein Verständnis aufbringen. Er ist zu sehr Posivist und Routinier und möchte nur den Mörder fangen. Der polizeiliche Supercode Unrecht = arretieren|Recht = nicht arretieren steht für beide außer Frage, bleibt also ebenso die letzte Instanz wie der wissenschaftliche Supercode wahr|unwahr für Wissenschaftler. Doch innerhalb dieser Superformen kann sowohl für die polizeiliche Ermittlungsarbeit als auch für die wissenschaftliche Erkenntnisarbeit das Kriterium Interessantheit eingeführt werden (vgl. Hard 1995: 149). Lönnrot setzt den Maßstab Interessantheit allein für die Theorie an, weil er weiß, dass die Wirklichkeit keine Verpflichtung hat, ebenso interessant wie die Theorie zu sein. Gemessen wird allein das *interne* Vorgehen. Interessant zu sein, bedeutet dann vor allem neu zu sein, also Differenz zu produzieren. Vollzieht man nun einen Wechsel von der Polizeiarbeit zur Wissenschaftsarbeit und akzeptiert die Einteilung in Theorie und Wirklichkeit, so eröffnen sich zwei große Wege, um wissenschaftlich Interessantes zu produzieren.

Der *erste* Weg führt in immer neue Bereiche der Wirklichkeit, und Wirklichkeit meint hier eine Wirklichkeit in der Umwelt des Wissenschaftssystems. Die Aufmerksamkeitsverteilung wird dabei verändert und angesichts des Publikationsdrucks und der Expansion des Wissenschaftssystems wächst die Neigung, häufiger Grenzbereiche oder Marginalien zu ergründen. Die bisweilen voyeuristischen Blicke in solche Bereiche versprechen schon allein deshalb interessant zu sein, weil die erspähten Welten dem Gros der Wissenschaftler fremd oder verschlossen sind. Die zunehmende Bedeutung von Migrationsthemen wie etwa Illegalität, Menschenschmuggel oder Prostitution kann in Teilen darauf zurückgeführt werden. Die Themen sind ob ihres Neuigkeitswertes interessant, aber zugleich bleibt manchmal ein schaler Geschmack nach der Lektüre übrig, weil sie eben nur qua ihrer Fremdheit interessant sind, die Struktur des Gegenstandes vergleichsweise leicht verstanden werden kann und sie theoretisch wenig Neues zur Debatte beitragen. In der transnationalen Migrationsforschung wird das Kriterium Interessantheit gerne auch mit Blick auf den Topos des postkolonialen Migranten erfüllt:

„Der hybride *postkoloniale Migrant* schlägt zurück auf alle, die sich und anderen zumuten, Autochthone und Einheimische zu sein – er destruiert Identität und markiert das globale Dazwischen und macht auch Bodenständige zu Hybriden. Exakt in dieser Wirkung liegt der Defätismus des Fremden. Zugleich erteilt er romantischen Phantasien einer *multikulturellen Koexistenz* ebenso eine Absage wie den anal fixierten Obsessionen kultureller und nationaler Reinheit.“ (Nassehi 1999: 357)

Doch wo sind diese Migranten, die auch so argumentieren? Kopiert Nassehi nicht vielleicht eine Minderheit postkolonialer Künstler? Ist er der ästhetischen Schönheit von belletristischen Spuren erlegen? Nicht unbedingt, denn vielleicht hat er den *zweiten* Weg beschritten, um interessant zu sein. Dieser Weg ist ein Produkt von internen Anstrengungen. Sie zielen darauf, Texte mit einem neuen Sinn zu versehen, sie gegen den Strich zu lesen und mit der unwahrscheinlichsten aller Deutungen zu beginnen. Dieser Weg ist anstrengender, weil primär die intellektuelle Leistung des Autors gefragt ist, der mit Spuren-, Hypothesen- und Operationalisierungsfantasie das Kriterium Interessantheit selbst erfüllen muss (vgl. Hard 1995: 62). Die Wirklichkeit kann also, muss aber nicht interessant sein. Wenn sie interessant ist, so garantiert dies noch keinen wissenschaftlich ertragreichen Text. Die Interpretationsarbeit indes sollte interessant sein. Glauben sollte man der Theorie trotz allem nicht. Interpretationsarbeit und Theorieentwicklung, das lehrt der radikale Konstruktivismus, sind Gedankenspiele. Wer ihnen radikal folgt, ist in Gefahr:

„Man darf nicht an seine Theorien glauben! Es passieren allerlei gefährliche Sachen, wenn Leute unbedingt wollen, dass ihre Theorien wahr sind. Das lässt sich bei den Evolutionsbiologen beobachten. Die liegen ständig miteinander im Clinch, weil sie fest da-

von überzeugt sind, ihre Theorien hätten enorme ideologische oder politische Konsequenzen. In der Kosmologie ist es einfacher, Theorien zu postulieren, als sie auszuschließen. Daher ist es Ziel des Spiels, so viele Szenarien wie möglich zu entwerfen und an den Beobachtungen zu messen.“ (John Barrow im Interview mit Rauner 2004)

Was ein Interview vermittelt und was verstanden werden kann

„Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es heraus“, verkündet der Volksmund und pointiert damit ein wissenschaftliches Grundproblem, welches in der Migrationsforschung besonders bei Fragen über Ethnizität und Nationalität virulent wird (vgl. Pels 2002). Sobald man sich für das Interview oder andere reaktive Erhebungsinstrumente entscheidet, muss man in Kauf nehmen, dass die Antworten eine Reaktion auf die Fragen sind. Ganz gleich wie groß die Freiheit der Interviewpartner sein mag, eine minimale Erwartungsstruktur wird immer zu erkennen sein und die Selektionsprozesse steuern. So weit ist das Problem in der Sozialforschung bereits formuliert worden. Das Interview wird als Teil einer Kommunikationskette gesehen (so bei Mayring 2003: 27) und Transmissionsmodelle, wie etwa die Lasswell-Formel „Who says what in what channel to whom with what effect?“, bieten einen ersten Reflexionsmaßstab. Wer war bereit zur Auskunft, aus welcher Position oder Funktion heraus sprach er oder sie usw.

Im Anschluss an die Systemtheorie, aber auch im Anschluss an poststrukturalistische Theorien, wird hier zudem davon ausgegangen, dass im Moment des Interviews, also mittels Kommunikation eine sozial relevante Welt entsteht. Einzelne Ereignisse aus der Vergangenheit werden in der Gegenwart reaktualisiert. Präsentationen oder Narrationen sind folglich keine Historiografien von vergangenen Gegenwarten, sondern vielmehr oder lediglich Vergegenwärtigungen von Vergangenheiten (Nassehi 1999: 350). Damit wird nicht die Möglichkeit einer Rekonstruktion der Vergangenheit aufgegeben, sondern nur die Annahme eines unmittelbaren Zugriffs auf sie. Selbst das Subjekt ist, wie Bhabha folgerichtig bemerkt, deshalb in ein sprechendes und in ein gesprochenes Subjekt gespalten. Weder das Gesprochene noch das Geschriebene kann das Sprechende in seiner Zeitlichkeit einholen. Das Ich, *das* spricht, ist, prinzipiell und empirisch, nie identisch mit dem Ich, *von dem* es spricht (Bronfen/Marius 1997b: 11ff.). Zeit entsteht im Augenblick, weil jede Beobachtung an vorherige Beobachtungen anknüpft und dabei Zeit braucht. Diese Zeit schreitet als eine Abfolge von Beobachtungen voran. Im gleichen Moment entsteht Zeit, weil in der Gegenwart die Vergangenheit strukturiert wird, die Zeit also zurückschreitet. Vergleichbare Ideen finden sich bei Pels, der seine Arbeiten als poststrukturalistisch bezeichnen würde, auf John Langshaw Austins Konzept der Performativität verweist und so das klassische Thomas-Theorem reformuliert:

„Social facts must not be considered as things but as *reifications*, which come into being because (and insofar as) actors fail to calculate their own performative contribution to

them, and as a result continue to define and treat them as things. [...] [T]he Thomas theorem might therefore be rewritten in the following way: ‚If (wo)men *reify* their definition of the situation, it will act back upon themselves and upon others as if it were a thing‘. Or in reverse: ‚If – and to the extent that – actors reflexively include themselves in their performances of the social world, they will be able to play with (rather than succumb to) their reifications, and will believably ‚act as if‘ (rather than fully believe) that these things ‚really exist‘.“ (Pels 2002: 84)

Besonders relevant werden diese theoretischen“ Annahmen zum Beispiel bei Migranten, die von außen als hybrid wahrgenommen werden, weil sie sich nicht auf kondensierte und konfirmierte Sinnkombinationen verlassen können. Ihr fränkischer Zungenschlag harmoniert nicht mit der Silbe ‚ić‘ in ihrem Namen und ihre Bildungskarriere in Kroatien nicht mit dem deutschen Pass. Sich selbst darzustellen wird zu einer besonderen Identifikationsleistung, bei der mehrere Elemente einem Jongleur gleich in der Luft gehalten werden müssen, weil es nicht eine Sinnkombination für die persönliche Befindlichkeit gibt.

Von Verstehen kann gesprochen werden, sobald eine Information einem Mitteilenden zugeordnet werden kann. Weil bei diesem Prozess Gedanken das psychische System erst verlassen, dann zu Kommunikation werden und in einem anderen psychischen System wieder zu Gedanken werden, kann nicht davon ausgegangen werden, dass das Sinngeschehen die Kontextwechsel gleichsinnig übersteht. Dies ist übrigens auch im Selbstgespräch zu bemerken. Erste Gedanken wollen gefasst werden und gerinnen zu Texten oder Aussagen. Das Lesen oder Hören derselbigen irritiert eventuell, weil es vom Gedachten abweicht. Auch im Fall des Selbstgesprächs ist das aufnehmende psychische System folglich ein anderes als das denkende – Zeit vergeht. Erfolgreiche Kommunikationen sind auf Medien angewiesen. Sprache ist ein solches Medium. Ein schmales Band der strukturellen Kopplung zwischen Personen, das die Wahrscheinlichkeit erfolgreicher Kommunikation erhöht. Die Hermeneutik bemüht sich, die durch Kontextwechsel entstehende Differenzen zu verringern (vgl. Luhmann 1998b: 92ff.). Würde sie sich aber allein um eine Verringerung dieser Differenzen bemühen, so würde sie letztendlich die Aussagen der Interviewten verdoppeln, nur um dann zu riskieren, dass sich wieder eine Verstehenslücke zum Leser öffnet. Der einschlägige Ergänzungsvorschlag lautet daher, die neuen Texte als Beobachtung erster Ordnung zu verstehen, ohne von einer Unmittelbarkeit zur Realität auszugehen (vgl. Schütz 1971b: 7). Bei der Interpretation ist dann zusätzlich zu untersuchen, *wie*, statt *was*, im Text beobachtet wird (vgl. Luhmann 1992: 95). Auf diesem Weg kann die Gesellschaft dann auch über die latenten Folgen ihres Strukturaufbaus informiert werden.

Diese kleinen Wendungen haben en passant Distanz zum alten Problem der Fremdheit gelegt. Fremdheit bleibt dabei ein Problem von Differenz, die immer entsteht, wenn zwei Personen miteinander kommunizieren. Es ist aber ein universelles Differenzproblem und kein Problem von essenzieller Fremdheit. Fremdheit

kann sich folglich verändern und zwar in Abhängigkeit von den Differenzen zueinander. Verfremdungstechniken, wie etwa der quasi-ethnologische Blick auf die ‚eigene‘ Welt (Hitzler/Honer 1997: 13), die transkulturelle Reflexion, die zwischen kommunizierten Fremdem und Eigenem agiert (Matthes 1985: 325), oder die Behauptung alle Lösungsversuche seien vorläufig, selbst wenn sie der scharfsinnigsten Kritik standhalten (Popper 1972 [1962]: 106), sind nicht als Techniken zu verstehen, die essenzielle Fremdheit benötigen oder proklamieren. Ihr Clou ist ein anderer. Indem sie den Interpreten gezielt zu fremden, weil ungewohnten, Beobachtungen auffordern und anleiten, kann eine Verringerung der Differenz erreicht und so zu einem höheren Verständnis gelangt werden.

Auswertung und Interpretation der Interviews

Während ausführliche Beschreibungen und Dispute zu Methoden und Techniken der Datenerhebung im qualitativen Paradigma der Sozialforschung ihren Eingang in geografische Arbeiten gefunden haben, wird bei der Dateninterpretation der vermeintlich sichere Boden der Erkenntnis sehr schnell verlassen. Der Erhebungsseite wird allgemein mehr Aufmerksamkeit als der Auswertungsseite zuteil. Die in jüngerer Zeit gestiegene Zuwendung zur Auswertungsseite (z. B. Bohnsack 1999; Mayring 2003), ist in der Geografie noch nicht umfassend rezipiert worden. Selbst wenn die Geografie als Sozialwissenschaft hier keine epistemologische oder ontologische Sonderstellungen bezieht, bestehen doch wichtige disziplinäre Unterschiede im Entdeckungs-, Begründungs-, Verwertungs- und Wirkungszusammenhang, die mehr geografischen Forschungsaufwand lohnenswert erscheinen lassen.

Davon abgesehen markieren zwei Eckpunkte die Auswertung und Interpretation der Interviews. *Erstens* wurde versucht, zu Beginn einer Analyse eine genaue Beschreibung des Gegenstandsbereiches zu formulieren. Diese Beschreibungen finden sich im Kapitel ‚Migrationen zwischen Jugoslawien und Deutschland – Transnationalität avant la lettre?‘ und werden im Folgenden fallbezogen fortgesetzt. Die sogenannte dichte Beschreibung strahlt am Horizont und bleibt doch unerreicht. *Zweitens* wurden Elemente aus der qualitativen Inhaltsanalyse von Mayring (2003) und der rekonstruktiven Sozialforschung von Bohnsack (1999) verwendet. Elemente heißt, dass keine methodenexegetische Anwendung stattfand. Die Kombination dieser Elemente beansprucht keinen genuin neuen Weg, sondern versucht allein dem Erkenntnisinteresse gerecht zu werden.

Dichte Beschreibung

Der Philosoph Gilbert Ryle hat das Konzept der dichten Beschreibung entworfen, welches von Clifford Geertz in die Anthropologie und darüber vermittelt in alle Sozialwissenschaften getragen werden sollte (Geertz 1987b; siehe auch Duncan 2000: 827). Im Gegensatz zur dünnen Beschreibung, die nicht über eine phäno-

menologisch-photographische Wahrnehmung und Wiedergabe hinausgehen will, ist die ideale dichte Beschreibung „eine geschichtete Hierarchie bedeutungsvoller Strukturen, in deren Rahmen Zucken, Zwinkern, Scheinzwinkern, Parodien und geprobte Parodien produziert, verstanden und interpretiert werden“ (Geertz 1987b: 12). Dicht zu beschreiben heißt, über den Schritt der Vermittlung und Übersetzung hinauszugehen und sich nicht auf den unmittelbaren und in sich vielleicht plausiblen Deutungen und Erklärungen anderer auszuruhen. Die dichte Beschreibung beansprucht somit einen eigenen Interpretationsschritt, der zudem im Einklang mit der Hermeneutik steht (vgl. Duncan 2000: 827). Dichte Beschreibung fordert hier aber noch etwas anderes. Forschung und Präsentation sollen „so eng wie möglich anhand konkreter sozialer Ereignisse und Vorfälle in der Öffentlichkeit des Alltagslebens“ durchgeführt werden (Geertz 1987b: 12). Diese Nähe soll helfen, sich von einem „kolonialistischen“, pseudo-objektivistischen *Über-Blick* (nicht nur) der konventionellen Soziologie – über die Köpfe der Akteure hinweg“ zu lösen (Hitzler 1999: 475). Das Feuilleton formuliert dazu beißend und streitlustig: „Es kann nicht darum gehen, daß diese Subkulturexperten, diese Minderheitenbeschauer das Meinungsmonopol haben und uns [Deutsch-Türken] als Objekte der Migrationsforschung betrachten. Es geht darum, daß wir uns selbst und das Subjekt, das eigentliche Subjekt ins Spiel bringen. Jetzt kommen Leute, die kämpfen. Fighter.“ (Zaimoglu im Interview mit Grumbach 1999: VII).⁸

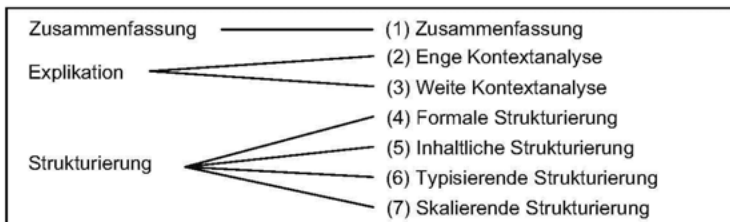
Die Nähe zum Alltag darf nicht suggerieren, dass man zu den Dingen selbst kommen könnte. Auch die geforderte Loslösung vom Überblick ist problematisch. Hitzler schreibt, dass der Weg hin zu einem „mühevollen *Durch-Blick* sozusagen durch die ‚Augen‘ der Akteure hindurch, wie es – wenigstens der Idee und dem Prinzip nach – bislang eben am konsequentesten mit der Lebensweltanalyse in der Tradition von Schütz verfolgt wird“, lohnend ist (1999: 475). Das ist richtig und auch hier wird versucht durch die Perspektiven der Migranten auf die Welt zu schauen. Doch dabei ist nicht eine Perspektivenübernahme das Ziel, sondern die Interpretation der Perspektive. Nicht sinnvoll erscheint es dabei, um es mit Brecht zu sagen, statt Fachlatein das „Idiom der Fischweiber und Wollhändler“ zu verwenden (Brecht 1963 [1939]: 107). Ob Fachlatein oder Marktidiom besser ist, hängt vom Kontext ab. Die Verwendung von abstraktem Vokabular in dieser Arbeit strebt nicht nach kultureller Deutungsmacht, sondern sollte dazu dienen, die Vielfalt und Komplexität von Biografien, Handlungen, Ereignissen und ähnlichem so abstrakt zu formulieren, dass Allgemeines gelernt werden kann und ein Wissenstransfer auf der theoretischen Ebene ermöglicht wird.

8 Vgl. auch die 24 Porträts in Zaimoglus Buch ‚Kanak Sprak‘ (1999) oder einen Einleitungssatz bei Bourdieu: „I think if I were Japanese I would dislike most of the things that non-Japanese people write about Japan“ (1998: 1).

Qualitative Inhaltsanalyse und Rekonstruktive Sozialforschung

Zur Auswertung der Interviews wurde zunächst auf inhaltsanalytische Verfahren zurückgegriffen. Sie widmen sich ganz allgemein Material, das aus Kommunikation stammt, arbeiten mit symbolischem Material, das im weitesten Sinne protokolliert wurde, reklamieren ein systematisches Vorgehen, wollen auch für Dritte nachvollziehbar sein, interpretieren vor einem zu explizierendem theoretischen Hintergrund und ziehen Schlussfolgerungen, die Rückschlüsse über zum Beispiel den Sender zulassen (alle Punkte nach Mayring 2003: 11f.). Die qualitative Inhaltsanalyse wurde hier verwendet, weil quantitative Inhaltsanalysen zu sehr den Kontext von Textbestandteilen, die latenten Sinnstrukturen, markante Einzelfälle und all das, was im Text nicht vorkommt vernachlässigen (nach Mayring 1993: 86). Und weil die qualitative Inhaltsanalyse sich zu wenig um die Beobachtung des Beobachters bemüht hat, fließen hier immer wieder Elemente der rekonstruktive Sozialforschung (Bohnsack 1999) mit ein.

Abbildung 11: Analyseformen (Mayring 2003: 59)



Zuerst wurde das zu analysierende Material bestimmt. Es bestand aus den transkribierten Interviews, hingegen Gesprächsnotizen und Tagebucheinträge an den Rand gestellt wurden. Die Aufmerksamkeit richtete sich auf das einzelne Interview und für jedes wurde eine Zusammenfassung erstellt. Sobald die Struktur des Textes verstanden war, wurden die wesentlichen Teile des Textes bestimmt. Mit den ausgewählten Textpassagen wurde nachfolgend weiter gearbeitet. Durch eine noch engere Zusammenfassung wurden zudem die wichtigsten biografischen Daten extrahiert und Kurzbiografien rekonstruiert (vgl. Bohnsack 1999: 155ff.).

Beim explikativen Schritt wurde zusätzliches Material an die Passagen herangetragen. Die enge Kontextanalyse berücksichtigte vor allem das Verhältnis von Frage und Antwort, also wie das Interview gesteuert wurde, welche Vokabeln von mir eingeführt wurden und welche ich lediglich paraphrasierte. Eng ist diese Analyse auch deshalb, weil nur solches Material an die Textstelle herangetragen wurde, welches an anderer Stelle *im* Text zu finden ist und sich zur ausgewählten Stelle erklärend, ergänzend, verdeutlichend oder konträr verhält. Bei der weiten Kontextanalyse war Material von außen „bis hin zu freien Assoziationen des Interpretieren“ zugelassen (Mayring 2003: 79). Man mag sich streiten, ob das Ergebnis die Mühe wert ist, ob also die Trennung zwischen enger und weiter Kontext-

analyse sinnvoll ist, doch das führt auf ein Nebengleis und warnt nicht vor der Gefahr dieses Schrittes. Es darf keinesfalls darum gehen, nur widersprechendes oder bestätigendes Material heranzutragen und sich dann zugunsten des einen oder anderen zu entscheiden. Denn so verkäme die Analyse zu einem Prozess der Verifikation und Falsifikation, könnte bestehende Thesen nur bestätigen oder widerlegen und das Anliegen der qualitativ orientierten Sozialforschung ad absurdum führen. Deshalb ist in diesen beiden Schritten die Kreativität der Forscherinnen oder Forscher gefordert. Er oder sie muss die Fälle rekonstruieren, sie aufeinander beziehen, neue Thesen aufstellen, die ihre Bestätigung im Material suchen müssen und vielleicht mehr zum Verstehen beitragen als die alten Thesen. Und so fließt dieser Schritt in den letzten Schritt der Strukturierung hinein. Die Redlichkeit gebietet die Bemerkung, dass ich auch hier, wie schon bei den vorherigen Schritten, hinter dem von Mayring geforderten Umfang der Strukturierung zurückblieb. Die vier Strukturierungsschritte wurden so nicht nachvollzogen. Aber selbstverständlich wurden Kategorien definiert und Ankerbeispiele herausgefiltert (vgl. Mayring 2003: 83; Crang 1997: 188). Diese eventuell neuen Kategorien oder Thesen wurden dann als Interpretationsachsen auch in bereits analysiertes Material gelegt, um die Fälle komparativ zu interpretieren. Es handelte sich also um eine Kombination zwischen fallinterner und fallexterner Strukturierung, bei der transnationale Strukturen, Biografien und Identifikationen prozessual – in stiller Interpretationsarbeit, in offener Kolloquiums Atmosphäre oder bei strittigen Konferenzbeiträgen – herausgearbeitet wurden.